

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Paul Nettl
W. A. Mozart
1756–1791

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

INHALT

I. AUS MOZARTS LEBENSKREISEN

Herkunft und Charakter	7
Mozart und Wien (Alfred Orel)	16
Mozart und der Westen	35
Das Land der Sehnsucht	48
Mozarts Prager Karneval	53

II. DIE WELT SEINER WERKE

Mozart und die Kirche (Roland Tenschert)	67
Mozart am Klavier	78
Mozarts Opernwelt	89
Die Orchesterwerke (Hans Engel)	106
Mozart und das Lied	121
Tanz und Tanzmusik	132
Freimaurerei und Freimaurermusik	145
Volkstümliches und Gesellschaftliches	154

III. DIE NACHWELT

Von Niemetschek bis Alfred Einstein	165
---	-----

IV. ANHANG

Bilderteil	175
Mozart: Suite für Klavier	177
Verzeichnis der Schallplatten	183

I

AUS MOZARTS LEBENSKREISEN

HERKUNFT UND CHARAKTER

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob Mozart der große Genius der Musik geworden wäre, wenn er nicht in Salzburg, sondern in einem anderen Teil Deutschlands oder Österreichs das Licht der Welt erblickt hätte. Wie müßig auch diese Frage sein mag, wir lieben es, die einzigartige Landschaft dieser Stadt, welche Kunst und Natur in nie dagewesener Weise vereint, mit der Musik Mozarts in Verbindung zu bringen. Der majestätische Dom, die das Landschaftsbild fast drohend beherrschende Burg, die malerische Salzach, die italienisch-barocke Architektur, die fast theatralisch-szenisch wirkt, die märchenhaft schönen Gärten von Hellbrunn und Mirabell und vor allem die diese städtische Landschaft umgebenden Berge, am Fuße der Alpen, der mystische, sagenumwobene Untersberg im Süden und der liebliche Geisberg im Nordosten, die Wiesen, Wälder der unmittelbaren Umgebung eines Mittelgebirges — das alles ergibt eine szenische Harmonie, die vielleicht nur eine andere, sichtbare Form der ewigen Klänge Mozarts ist. Mozart hat Salzburg nicht geliebt, ja er hat es oft gehaßt, besonders seitdem der Erzbischof Colloredo seinem Drang in die Ferne ernste Schranken entgegengesetzt hatte. Und doch spiegelt sich alles, was mit Salzburg zusammenhängt, im Charakter und im Werk Mozarts wider. Nur daß er sich aus dem Provinziell-Salzburgischen zum Universellen erhob.

Mozarts musikalischer und menschlicher Werdegang ist durch den Einfluß seines Vaters Leopold Mozart in eindeutiger Weise bestimmt gewesen. Denn in keiner Musikerbiographie spielt der Vater eine solche Rolle wie in jener Mozarts. Ernst Fritz Schmid führt in seiner interessanten Monographie über Leopold Mozart aus, daß der Name »Mozart« zum ersten Male in der alten Landschaft Reichenau im schwäbischen Hügelland, westlich von Augsburg, erscheint. Schon im 12. Jahrhundert findet man Träger dieses Namens, der offenbar ursprünglich »Muethart«, soviel wie Muthart bedeutet. Der älteste bisher nachweisbare Ahne scheint der wohlhabende Bauer David I E. Motzhart, der Ururgroßvater Leopold Mozarts, gewesen zu sein, dessen Sohn

David II nach Augsburg übersiedelte. Leopolds Urgroßvater war Baumeister, wie auch sein Sohn und Enkel. Auch der Großvater Leopolds war ein angesehener Baumeister, der Schlösser und Kirchen in Schwaben schuf. Seinen kleinen Sohn Johann Georg gab er zu einem Buchbinder in die Lehre. Er war zweimal verheiratet, das zweite Mal mit einer Augsburger Weberstochter, Anna Maria Sulzer, die ihm am 14. November 1719 im heutigen Augsburger Mozarthaus an der Frauentorstraße Nr. 30 seinen ältesten Sohn gebar: Johann Georg Leopold Mozart, den Vater Wolfgangs.

Es ist hier nicht der Platz, das Leben dieses bedeutenden Musikers ausführlicher zu behandeln. Er kam ans Jesuitengymnasium, wo er eine gründliche Bildung in allen Zweigen der humaniora genoß. Er begann Musik zu studieren, lernte die Orgel, spielte im Orchester die Geige und kam schließlich nach Salzburg, wo er sich 1737 an der Universität immatrikulieren ließ. Als er sich mehr und mehr der Musik zuwandte und seine Studien vernachlässigte, wurde er 1739 in aller Form vom Rector Magnificus der Universität relegiert. Es war nun selbstverständlich, daß er sich von jetzt an der Musik ganz zuwandte. In der damaligen Zeit mußte ein junger Musiker auch Kammerdienste verrichten. So auch Leopold, der 1740 in die Dienste des musikliebenden Domherrn, des Grafen von Thurn und Valsassina, trat. Leopold widmete ihm noch im gleichen Jahr seine ersten gedruckten Kompositionen, sechs Triosonaten. Drei Jahre später sehen wir Leopold als Geiger in der Hofkapelle des Salzburger Fürst-Erzbischofs Graf Firmian. Dessen Nachfolger, Siegismund, Graf Schrattenbach, ernannte ihn zum Hofkomponisten. Damals wirkte ein anderer Schwabe als erster Kapellmeister am Salzburger Hof, Johann Ernst Eberlin, mit dem Leopold innige Freundschaft schloß. Die beiden veröffentlichten 1759 jene Musikstücke, die sie für das mechanische »Hornwerk« der Festung Hohensalzburg geschrieben hatten. Man kann einiges davon noch heute hören. Leopold wurde ein angesehener Musiklehrer. Eine seiner Obliegenheiten bildete der Geigenunterricht der Domsängerknaben, und man darf wohl das Erscheinen seiner weltberühmten Violinschule im Jahre 1756 — dem Geburtsjahr Wolfgangs — bei Johann Jakob Lotter in Augsburg als das Resultat seiner pädagogischen Tätigkeit betrachten. Leopold wurde 1763 Vizekapellmeister und 1777 Klaviermeister am Kapellhaus des Doms. Zahlreich sind seine Kompositionen, unter ihnen mag die bisher Joseph Haydn zugeschriebene Kindersymphonie erwähnt werden. Im Jahre 1747 hatte Leopold die Salzburgerin Anna Maria Pertl geheiratet. Die jungen Eheleute galten als das schönste Paar der Stadt. Anna Maria stammte eigentlich aus St. Gilgen am Wolfgangsee. Ihr grundgütiges, heiteres

Wesen hat später auf Wolfgang immer beruhigend gewirkt. Von den sieben Kindern, die sie zur Welt brachte, blieben nur zwei am Leben: Maria Anna, Wolfgangs geliebte Schwester, das »Nannerl«, das am 30. Juni 1751 geboren wurde, und das jüngste Kind, Wolfgang Johann Theophil — der Name Amadeus wurde später angenommen —, der am 27. Januar in der Getreidegasse Nr. 9 das Licht der Welt erblickte. Man weiß, welchen Einfluß der Vater auf die Entwicklung des Kindes hatte. Die Briefe, die Leopold von seinen Reisen nach Haus schrieb, und jene, die Wolfgang von seiner zweiten Westfahrt dem Vater sandte, sprechen für sich selbst, Mozart wußte zeitlebens, was er dem Vater schuldete; das geflügelte Wort »Nach Gott kommt gleich der Papa« hatte im Grunde Geltung bis zu Wolfgangs Verheiratung und darüber hinaus. Leopold Mozart war nicht nur Wolfgangs Musiklehrer, sondern auch sein Mentor und Erzieher auf allen Gebieten der Wissenschaften und des Lebens. Leopold hatte sich nicht nur an der Universität ein tiefes Wissen angeeignet, er suchte seine Bildung auch später zu erweitern. Er stand in Korrespondenz mit Gellert, mit Hasse und nicht zuletzt mit dem Baron Friedrich Melchior Grimm, der 1766 in der »Correspondence littéraire« von ihm sagt, er sei nicht nur ein geschickter Musiker, sondern auch ein Mann von gutem Verstand und Geist. »Nie sah ich einen Mann von seinem Beruf, der mit seinem Talent so viel Verdienst verbindet« — gewiß das bemerkenswerte Urteil eines Mannes, der zur Zeit Rousseaus als arbiter elegantiarum in Paris galt. Wolfgang hat seinen guten Geschmack, den Ernst in allen Lebenslagen und seine Bildung vor allem dem Vater zu verdanken. In Wolfgangs Bibliothek fanden sich die Werke von Metastasio, von Salomon Geßner, von Molière, von Gellert und von Christian Felix Weiße. Wie gut er Klopstock kannte, sieht man aus dem Brief an sein »Bäsle« vom 10. Mai 1779, in welchem er die berühmte Ode »Edone« parodiert. Er hat Werke von Moses Mendelssohn gekannt und Voltaire gelesen.

Der ernsten Seite von Wolfgangs Wesen stand die volkstümliche, parodistische entgegen, wie dies in einem anderen Kapitel dieses Buches ausgeführt wird. Er liebte den Tanz, das Billard und Kegeln und war ein Mitglied der Salzburger Bölszelschießgesellschaft. Überhaupt hat er den Zusammenhang mit Salzburger Volkstum nie verloren. Er konnte »narrieren« und in jugendlichem Übermut spielen und tollen. Diese Eigenschaft hat er sich bis in seine späteren Jahre bewahrt. Dennoch war Mozarts Haltung im Leben beherrscht — eine Charaktereigenschaft, die sich nicht nur in der Tatsache kundgibt, daß er sich des Weges, den ihm das Schicksal gewiesen hatte, völlig bewußt war, sondern auch in der Harmonie und Balance seiner musikalischen

Formenwelt. Mozart hat die Geisteshaltung des Sturm und Drang nur berührt, im Gegensatz etwa zu Philip Emmanuel Bach, dessen Überempfindlichkeit sich in seinem Leben wie in seiner Kunst zeigt.

Ob Mozart seinem ursprünglichen Katholizismus im Innern treugeblieben ist? Leopold war sicherlich ein guter Christ, aber sein Katholizismus war durch ein starkes Maß von Aufklärung gefärbt. Wie er innerlich zur Religion stand, ist nicht so leicht zu sagen. Er wuchs in der Philosophie des Deismus auf, kannte die Werke der Enzyklopädisten und war schließlich in die Nähe der Freimaurerei gekommen. Als erzbischöflichem Beamten waren seiner Weltanschauung Richtlinien gegeben, wenigstens so weit sie zum Ausdruck kam. Aber er kannte den Rationalismus des Erzbischofs und der Kanoniker und die Schwächen der niedrigen Geistlichkeit zu gut, um nicht innerlich von der Kirche abzurücken. In Wolfgang mußten sich diese Gefühle noch verdichten, als der ihm unfreundlich gesinnte Graf Colloredo zur Regierung gekommen war. Die Josephinische Atmosphäre tat das Ihrige hinzu. Die Fastengebote werden erleichtert, die Kirchgänge beschränkt und nicht selten geistliche Einrichtungen verulkt. Noch 1791 ging Wolfgang mit einer Kerze in der Hand in der Fronleichnamsprozession, wie er in einem Brief an seine Frau bemerkt, aber er unterschreibt sich in charakteristischer Weise mit seinem Narrennamen: Snai. Wie er zur Freimaurerei stand, wird in einem anderen Kapitel erörtert. Eine vielbesprochene Frage ist Mozarts Beziehung zum Deutschtum und sein Patriotismus. Schon die Tatsache, daß er mindestens sechs Länder bereist hatte, Deutschland, Frankreich, England, Holland, die Schweiz und Italien, brachte es mit sich, daß er schließlich ein Kosmopolit und jedem einseitigen Nationalismus abhold werden mußte. Daß er sich gelegentlich als einen »Erzengländer« bezeichnete, weil er eine Vorliebe für Großbritannien hatte, wird an anderer Stelle besprochen werden. Sein Patriotismus war eher gedämpft als überströmend. Das ergibt sich schon aus der steigenden Abneigung, die er gegen den neuen Erzbischof hatte; und diese Abneigung mußte auch in seiner Einstellung zu Salzburg und dessen Bewohnern zum Ausdruck kommen. Die »Salzbürger« zeichneten sich ja seit jeher durch ein beträchtliches Maß an Provinzialismus aus; daß sie Verständnis für das Genie Mozarts hätten aufbringen können, war von ihnen nicht zu erwarten. Mozart war als Untertan des Erzbischofs von Salzburg geboren und starb in den Diensten des römisch-deutschen Kaisers. Wirklicher Patriotismus hatte sich bei ihm nie entwickeln können. Er war das, was man einen unpolitischen Menschen nennt, in krassem Gegensatz zu Richard Wagner. Bei seiner hochentwickelten Beobachtungsgabe war er in der Lage, alle

Schwächen der Potentaten sofort aufzuspüren. Hierin hatte er in seinem Vater ein gutes Vorbild. Über Neapel und seinen König meint er, daß die Stadt nicht so übel wäre, wenn nicht »gewisse Leute so dumm wären«. Und vom Großfürsten Paul von Rußland meint er: »Nun ist das Großtier, der Großfürst hier.« Vom patriotischen Soldatenspiel hatte er erst recht keine große Meinung. Am 18. September 1778 schreibt er aus Kaisersheim in Bayern: »Militär — möchte doch wissen zu was — nachts höre ich allzeit schreyen: Wer da? — Gib aber allzeit fleißig antwort: schmeck's!« Das ist nur eine konzentrierte Fassung von Leopolds Ansicht über den Militarismus der deutschen Duodezfürsten. Er läßt sich am 11. Juli 1763 aus Ludwigsburg vernehmen: »Wenn sie ausspeyen, so speyen sie einen officier in die tasche . . . Vor dem Eingang des Schlosses stehen zwei grenadier und zwei Dragoner zu Pferd' . . . Es ist wirklich lächerlich. Wenn ich zum Fenster stand so glaubte ich nichts als soldaten zu sehen, die bereit wären eine Person auf einer Komödie oder opera vorzustellen.« Der Hang des tintenklecksenden Saeculums, die Briefschreibe-Manie der Zeit, der wir glücklicherweise so willkommene Einsicht in das Leben Mozarts verdanken, macht auch bei dem politischen Klatsch nicht halt. Leopold berichtet häufig über Kriegereignisse, über die kleineren gelungenen und mißlungenen Feldzüge und macht sich ein Vergnügen daraus, über politische Gerüchte zu sprechen. Einstein hat in diesem Zusammenhang auch auf den angeblichen Antisemitismus Mozarts hingewiesen, insbesondere auf Wolfgangs Brief vom 11. September 1782, in dem er »die Jüdin Escules« eine »Hauptsau« nennt, die beschuldigt wurde, durch einen jungen Offizier, mit dem sie in Verbindung stand, politische Nachrichten an den preußischen Hof weitergegeben zu haben. Es handelt sich um Eleonore Eskeles, die Tochter des Wiener Oberrabbiners, die dieses politischen Vergehens bezichtigt worden war. Sie wurde aber völlig rehabilitiert. Gugitz hat in den Mozartmitteilungen III die ganze Angelegenheit aufgeklärt, wonach auch die etwas einseitigen Bemerkungen von Müller von Asow (Briefe II S. 180) zu berichtigen wären. Juden spielten ja im Leben Mozarts keine geringe Rolle; es sei auf Baron Raimund Wetzlar von Plankenstern hingewiesen, der vermutlich die Anregung zur Dichtung und Komposition des »Figaro« gegeben hat und der Pate des ersten Kindes von Wolfgang war. Schon in London hatten die Mozarts den jüdischen Cellisten Sipurtini kennengelernt, den Leopold tatsächlich zum Katholizismus bekehrte. »Ich gab mir Mühe ihm Begriffe von unserem Glauben bey zubringen, und ich brachte es soweit, daß er nun mit mir eins ist, daß unter allen christlichen Glauben, der Catholische der beste ist. Ich werde mit nächsten wieder eine attaque machen: dan muß man ganz gelinde darein-

gehen. Gedult! Vielleicht werde ich noch Missionarius in England.« (Brief an L. Hagenauer in Salzburg, 13. September 1764.) Daß schließlich Mozart seine drei größten Opernlibrettos aus den Händen eines Juden empfing, sei nur am Rande vermerkt. Wie hoch er Moses Mendelssohn schätzte, wissen wir, und er hat durch den Eintritt in die Freimaurerloge, deren Räume er häufig in Begleitung seines Logenbruders, des Juden Epstein oder gar des Negers Angelo Soliman betrat, bewiesen, daß ihm religiöse oder rassische Vorurteile fremd waren. Dennoch fühlte er sich als Deutscher. Viel zitiert ist sein Brief an den Professor der Dichtkunst in Mannheim, Anton von Klein (21. März 1785), der über die Unzulänglichkeiten der deutschen Oper in Wien klagt: »Wäre nur ein einziger Patriot mit am brette — es sollte ein anders Gesicht bekommen! — Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende National-theater zur blüthe gedeihen, und das wäre Ja ein Ewiger Schandfleck für teutschland, wenn wir teutsche einmal mit Ernst anfiengen teutsch zu denken — teutsch zu handeln — teutsch zu reden, und gar teutsch — zu Singen!!!« Diesem Brief ist ein kleines Mißgeschick zugestoßen. Er wurde nämlich von Frau Mathilde Ludendorff ein bißchen gefälscht, indem sie in ihrem Buch »Die ungesühnten Frevel an Luther, Schiller, Lessing und Mozart« einen Teil dieses Briefes benützte, jedoch das schwarze Brett am Theater in jenes der Freimaurerloge umwandelte und dann behauptete, Mozart hätte sich über das undeutsche Verhalten seiner Logenbrüder beklagt. Das wäre denn auch mit ein Grund gewesen, warum die Freimaurer Mozart vergiftet hätten!

Jede Biographie Mozarts beschäftigt sich mit seinem Verhältnis zum »Ewig Weiblichen«. Wie Paumgartner in seiner Biographie bemerkt, spielen zwei Frauen von sehr verschiedenem Charakter in Mozarts Leben eine wichtige Rolle. Es ist die schlanke, hinreißend begabte Mannheimerin Aloysia Weber, die Mozart zum ersten Mal zu leidenschaftlicher Glut entfachte, und das sehr derbe Augsburger Bäsle, die Adressatin seiner berühmten Briefe. Daneben gibt es eine Anzahl mehr oder weniger bekannter. Letzteren galten die »Stubenmädeleien«, von denen Konstanze berichtet. Sicherlich war Mozart nicht das, was man einen Spaßverderber nennt. Aber auch Konstanze, seine Gattin, in der er im Grunde nur das Abbild und die Schwester seiner Einziggeliebten Aloysia suchte und fand, hat sicherlich kein Leben im Sinne des kanonischen Rechtes geführt. Er war gelegentlich auch eifersüchtig, so wenn sie sich noch als Braut bei einem beliebten Gesellschaftsspiel die Waden messen ließ, oder wenn er ihr ins Bad (25. Juli 1791) schreibt: »Schlafe auch mehr — nicht so unordentlich.« Aber das alles liegt im Wesen dieses verliebten Rokokozeitalters,

welches die Liebe mehr als ein Gesellschaftsspiel ansah. Man brachte Mozart in Zusammenhang mit dem Mordversuch, den sein Gläubiger und Logenbruder Franz Hofdemel an seiner, Hofdemels, Frau unternahm. Sie war in guter Hoffnung mit einem Kinde, das später den Namen Johann Wolfgang Amadeus Franz erhielt. Ob er wirklich der uneheliche Sohn Mozarts war, steht dahin. Noch Beethoven kam einmal auf diesen Skandal zu sprechen. Sicher hat Mozart eine Reihe seiner Sängerinnen geliebt, aber bekanntlich ist kein Wort so vieldeutig als das »Ding, das wir Liebe nennen«. Prager Quellen berichten uns von einer zärtlichen Beziehung zu Josephine Duschek, eine andere Liebe soll Nancy Storace gewesen sein, die schöne, schlanke Engländerin und erste Susanna. Mozarts Beziehungen zum weiblichen Geschlecht runden das Bild seines menschlichen und künstlerischen Charakters. Oder glaubt man wirklich, ein Puritaner hätte den Don Giovanni, die Fiordiligi oder Dorabella, die Susanna und die Gräfin oder Tamino und Pamina schaffen können? Man vergleiche etwa die Gestalt Leonores in der einzigen Oper Beethovens. Hier der fast erdenfremde Idealismus, gezeichnet von einem Mann, der nur die unsterbliche und ferne Liebe kennt, dort Menschen aus Fleisch und Blut, von einem erfahrenen Realisten auf die Bühne gestellt.

Fast sprichwörtlich sind Mozarts Sinn für wahre Freundschaft und sein Hang zur Geselligkeit, ja seine gutmütige Schwäche, die in seiner flexiblen Charakteranlage begründet war und die letzten Endes zu der beklagenswerten wirtschaftlichen Lage des Meisters im letzten Jahre seines Lebens führte. Er konnte keinen Hilfsbedürftigen leiden sehen. In Leipzig bewilligte er allen Chorsängern freien Eintritt zu seinem Konzert und machte einem Bassisten, der ihm besonders gut gefallen hatte, ein ansehnliches Geschenk. Ein armer alter Klavierstimmer, der stotternd um einen Taler bittet, erhält gleich mehrere Dukaten. Seine Tafel ist jederzeit frei für Freunde und Bekannte; wie sich ein König seine Hofnarren hält, so hat auch er seine »Tischnarren«. Zu ihnen gehören der Klarinettist Stadler, von dem er sich sogar einen regelrechten Betrug gefallen läßt, der Hornist und Käsehändler Leutgeb, sein Schüler Süßmayer und andere. Nissen, sein Biograph, nennt sie falsche Freunde und Blutsauger und meint, daß ihr Umgang ihm an Kredit und Ruf geschadet habe. Mit Mozarts Gutmütigkeit hängt auch seine Tierliebe zusammen. Sein Hund »Pimperl« und sein »Vogel-Stahl« sind mit ihm in die Unsterblichkeit eingegangen. Der Realist Mozart war einem guten Essen sowie einem Glas Wein nicht abgeneigt. Nissen erzählt jedoch, daß man Mozart nie betrunken gesehen habe.

Er war klein, eine Tatsache, die bei ihm gelegentlich einen Minderwertigkeitskomplex auslöste. Sein Gesichtsausdruck scheint nicht allzu charakteristisch gewesen zu sein, ganz im Gegensatz zu Beethoven. Freilich besitzen wir von Mozart kein Porträt eines bedeutenden Malers, der das Geniale seiner Züge der Nachwelt hätte offenbaren können. Seine Schwester Nannerl sah ihn »klein, hager, von bleicher Gesichtsfarbe, ganz leer von aller Präention in Physiognomie oder Körper«. Das ist der Typus des introvertierten Menschen, der nicht daran interessiert ist, sich nach außen zu offenbaren. Die Gesichtszüge sind sanft und derb gleichzeitig, Erbteil der Mutter und der alpinen Rasse. Das Haar ist blond, dicht und leicht gewellt. Der Blick schweift zerstreut, wie der eines Kurzsichtigen ohne Brille. Das Ohr ist sonderbar gebildet, es fehlt das Läppchen. Sein etwas hinaufgebogener Mundwinkel verleiht dem Gesicht einen Zug von Ironie; seine Hände kann man als klassisch bezeichnen: klein und besonders schön, nicht zu mager, gewinnen sie in wunderbarer Weise, wenn er sich ans Klavier setzt und zu spielen beginnt. Er ist sich der Unvollkommenheit seines Körperbaus, vielleicht eine Konsequenz seiner anstrengenden Jugendreisen, bewußt und legt daher besonderes Gewicht auf sorgfältige Kleidung. Sein ewig schaffender Geist äußert sich in einer gewissen Nervosität und Beweglichkeit des Körpers. Seine Hände spielen nervös am Tisch, als hätte er ein Klavier vor sich, und seine Fersen schlagen aneinander. Wenn sein künstlerisches Gesicht nach innen gerichtet ist, vernachlässigt er sein Benehmen, er spricht Unsinn und treibt allerhand Späße. Nach angestrenzter Arbeit unternimmt er, ähnlich wie Beethoven, weite Spaziergänge. Nicht selten macht er Spazierritte in den Prater. Das ist auch das Lieblingsziel seiner Ausfahrten mit Gattin und Freunden wie Jacquin, Süßmayer und anderen. Nach übersprudelnden Gesellschaften kann es zu Rückschlägen kommen, besonders wenn er an seine finanzielle Lage denkt. Denn bei allem Leichtsinn zeigt Mozart ein großes Maß von Verantwortung. Seine Briefe an seinen Logenbruder Puchberg, der ihm so häufig aus Geldverlegenheiten half, sind Dokumente seiner irdischen Tragödie. In einem dieser Briefe (29. Dezember 1789) bittet er seinen Freund um ein Darlehen: »besonders haben wir Hundschowsky auf/: wegen gewissen Ursachen:/ etwas unfreundliche Art von uns weg gebracht, warum es mir nun doppelt am Herzen liegt, ihn zu contentiren.« Nur ist Hundschowsky nicht, wie Müller von Asow kommentiert, ein Schimpfname für Graf Lichnowsky, mit dem Mozart nach Berlin gereist war, sondern der berühmte Arzt Johann Hundschowsky, der ihn, bzw. Konstanze, eine Zeitlang behandelt hatte. Er war auch vorübergehend Beethovens Arzt gewesen.

Mozarts Musik entspricht in voller Harmonie seinem persönlichen Charakter.

Der Realismus seines Lebens spiegelt sich notengetreu in seiner Musik. Mozart schafft in der Tat aus dem Leben heraus. Seine Gestalten sind nicht mehr Typen, sondern Menschen, die voll Blut und Musik sind. Figuren, wie diejenigen, welche in seinen frühen Opern erscheinen, die typenhaften Sätze der italienischen Symphonie, geben bald wahren Gestalten des Menschentums (Figaro, Zauberflöte, Don Giovanni, die großen Symphonien, Requiem) und wahren unendlichen Fühlen Raum. Musik ist für ihn nicht etwas von außen Kommendes, sondern etwas, in dem er lebt. Er lebt in der Musik und Musik lebt in ihm. Luther verglich einst Josquin de Près mit seinen kleineren Zeitgenossen. »Diese folgen den Noten«, sagte er, »aber bei Josquin müssen die Noten es machen, wie er will.« Genau so verhält sich Mozart zu seinen Vorgängern. Unbeschadet bleibt die gewaltige Erscheinung Bachs. Und doch, auch dieser schreibt in Typen. Freude und Klage, Schmerz und Jubel, alle Emotionen erhalten Formeln. Die kontrapunktische Führung der Stimmen bedingt jene gewisse Zurückhaltung, die sich der barocke Meister, der sich als Glied einer prästabilierten Welt fühlt, auferlegt. Anders Mozart, dessen Menschentum frei in der Natur und im Göttlichen schwingt. Ein neuer Pantheismus durchtränkt diese Musik. Gewiß, er war »nur« Musiker. Seine pantheistische Philosophie klingt in Tönen und schwingt in Rhythmen. Goethe, dessen Lebensrhythmus klassisch-autonom war und dessen Weltanschauung spinozistisch gewesen ist, mußte aus dem Unbewußten heraus in Mozarts Musik eine starke Affinität finden.

In seinen Schriften zur Schallanalyse hat Eduard Sievers auf Grund der Typologie von Othmar Rutz in Goethe den Typus I festgestellt, und Gustav Becking hat in seinem Buch »Der musikalische Rhythmus als Erkenntnisquelle« Mozart dem gleichen Typus zugewiesen. Mozarts Stellung entspricht der Goetheschen: »Wurzelhafte Einheit und natürliche Harmonie mit der gegebenen Welt«. Das Licht der Erkenntnis leuchtet, ohne eine Schranke zu finden, soweit es eben vermag, in das Dunkel der unerkannten Welt hinein. Mozart und Goethe sind »naiv«, Schiller und Beethoven »sentimentalisch«. Sie stehen vor einem grundsätzlich abgetrennten Reich der Dinge an sich. Ethisch gedacht: Mozart und Goethe sind »strebend bemüht«, den Idealen näher zu kommen, und finden den Weg. Schiller und Beethoven leugnen die allmähliche Annäherung an die Vollkommenheit. Beethovens Wille ist es, die Welt von Grund auf zu ändern, und dieser Wille ist in jedem rhythmischen Schlag erfüllbar. Ein jeder seiner rhythmischen Schläge ist voller Schwere, fast

von krampfhaftem Willen erfüllt, während Mozarts Rhythmus in der Natur und in Einheit mit ihr unbeschwert schwingt (Becking).

In der Tat, im Leben und Wirken Mozarts klingt eine wunderbare Harmonie und schwingt ein wundersamer Rhythmus, der seine Kraft aus der Natur und aus dem Universum bezieht. Das Glück, das uns überkommt, sobald uns dieser Rhythmus trifft, sobald wir diese Harmonie fühlen, ist in dem Bewußtsein unserer Einheit mit dem Universum begründet. Nur selten erscheint ein Mensch, der Mittler zwischen dem Universum, d. h. der Gottheit, und uns wird. Mozart war einer von ihnen.

Alfred Orel

MOZART UND WIEN

»Gestern als den 16ten bin ich gott lob und Dank ganz Mutter seeliger allein in einer Post-chaise hier angekommen.« Mit diesen Worten zeigte Wolfgang Amadeus Mozart seinem Vater am 17. März 1781 sein Eintreffen in Wien an. Er ahnte es damals noch nicht, in welchem Maß ihm die kaiserliche Residenz zur Stadt des Schicksals, aber auch zur Stadt der Erfüllung werden sollte.

Recht verärgert mochte der salzburgische Hofmusikus die Reise von München nach Wien angetreten haben, als ihn ein strikter Auftrag des Erzbischofs Hieronymus von dort nach Wien berief, wo der Kirchenfürst eben zu Besuch beim kaiserlichen Hof weilte. Der Befehl riß ihn mitten aus den Freuden des Faschings, den er nach dem großen Erfolg seines »Idomeneo« in vollen Zügen genoß. Aber ein Gedanke mochte ihm das Abschiednehmen von der Isarstadt leichter gemacht haben: es ging – wenigstens vorläufig – nicht in die Salzburger Enge zurück, sondern in jene Stadt, von der er einige Wochen später dem Vater schrieb: »Ich versichere Sie, daß hier ein herrlicher Ort ist – und für meine Metier der beste Ort von der Welt.«

Es war keine fremde Umgebung, in die der 25jährige Künstler kam. Schon dreimal war er hier gewesen. Den sechsjährigen Knaben hatte der ehrgeizige Vater in den vornehmen Adelshäusern und sogar am kaiserlichen Hof Maria Theresias vorgeführt, und wenn auch der Eindruck, den die Kunst Wolfgangs und seiner Schwester Nannerl damals in Wien hervorrief, mehr eine reizvolle Sensation des Auftretens der beiden Wunderkinder gewesen sein mag als das Vermitteln eines besonderen